

I

Als H. eines morgens erwachte, war es sein Bestreben, eine Unmöglichkeit zu bestreiten, die das ganze Jahr über seine Seele belastet hatte. Er verließ also mit einem einzigen Sprung das Bett, und machte sich für seinen ersten Urlaubstag fertig. Da draußen in der großen, freien Welt eine unerträgliche Hitze herrschte, zog er sich eine kurze Hose und ein kurzärmeliges Hemd an, was ansonsten an Arbeitstagen nicht gestattet war. Das Frühstück kostete nicht allzuviel Zeit, sodaß er bald in der üblichen U-Bahn saß, und seinem Urlaubsdomizil entgegenfuhr.

Als Mayer ihn sein Büro betreten sah, glaubte dieser, seinen Augen nicht zu trauen. Langsam ging er auf H. zu, als handle es sich bei jenem um ein Gespenst. „Herr H.“, sprach er ihn aus sicherer Schrittentfernung an. „Ich dachte, Sie seien auf Urlaub“. H. lächelte, ohne ein Wort zu erwidern, und setzte sich in seinen altgewohnten Bürosessel. Hier war er heimisch, dachte er bei sich, und schlug das eine Bein über das andere. Er zauberte ein Feuerzeug aus der Hosentasche, und zündete sich mit diesem eine Zigarette an, die er schließlich mit breit dargestelltem Entzücken rauchte. Mayer, der es gewohnt war, von H. während der Arbeitszeit acht Stunden lang herumkommandiert, ja sogar angeschrien zu werden, hatte auf seinem Schreibtisch einige unerledigte Akten liegen, und beobachtete H., seinen Vorgesetzten, aus den Augenwinkeln heraus, wobei seine Hände Betriebsamkeit vortäuschten. Er stempelte unnötig viel Zeug zusammen, und verließ alsbald das Zimmer, um zwei, drei Akten in eine andere Abteilung - unbürokratisch, mittels eiliger, ihm selbst zugehöriger Füße - zu befördern. H. ging zwei, drei Minuten, nachdem Mayer das Büro verlassen hatte, in die kleine Kantine, wo er Fräulein Schwab freundlich begrüßte, und von ihr ein Tässchen Kaffee samt Milch und Zucker zwecks Konsumation beehrte. Fräulein Schwab lächelte hilflos zurück, und bediente sich der Kaffeemaschine, um H. seinen Wunsch zu erfüllen. H. setzte sich auf einen Barhocker, was er in all den Jahren seiner Betriebszugehörigkeit unterlassen hatte, und begann die Zeitung zu lesen, die auf der Theke plaziert gewesen war, um eines freien Zugriffes entgegenzuwarten. Nachdem er einige Minuten mit der Zeitung beschäftigt gewesen war, wandte sich H. an das junge Fräulein. „Es ist schön, so harmlos dazusitzen, die Zeitung zu lesen, und Sie ein wenig zu beobachten, Fräulein Schwab. Ja, es macht Freude, den Tag zu bewältigen, ohne sich Streß aufzuhalsen. Der Urlaub ist doch die schönste Zeit

des Jahres.“ Das Fräulein sah ihn überrascht an, ohne ein Wort zu sagen. Sie schüttelte leicht den Kopf, und bediente zwei weitere Angestellte des Hauses, die ihre Frühstückspause mit gelangweilten Gesichtern vollzogen. „Ihr Herren“, sprach H. die Zwei an, und machte dabei ein fröhliches Gesicht. „Was halten Sie von der Idee, den Urlaub einfach im Betrieb zu verbringen, und auf Sommergefühle in sonnigeren Gegenden zu verzichten. Sozusagen Urlaub zu machen, ohne auf die Menschen zu verzichten, die einem das ganze Jahr über auf den Geist gehen, und das Leben schwer machen. Einige Wochen dort abschalten, wo sonst abschalten nicht möglich ist. Sich nicht beunruhigen lassen, und diese todlangweilige Miene aufziehen, der Sie sich jetzt verpflichtet fühlen. Mühe-los die Stunden zu verbringen, die ansonsten so schwer auf den Magen schlagen.“ Anstatt Antwort zu geben, verließen die Angesprochenen fast geräuschlos die Kantine, während H. sich dazu anschickte, Fräulein Schwab weiter mit seinen Reden zu langweilen. „Hören Sie, Fräulein! Sie müssen wissen, was ich mir in den letzten Wochen ausgedacht habe: Warum zu Hause herumlungern, oder in die Ferne schweifen? Die gewohnte Arbeitsatmosphäre ist doch die beste Erholung, wenn sie nicht von den Wolken des üblichen Durcheinanders zerstört oder zumindest überschattet wird. Ich kann mich ganz ungezwungen bewegen, ohne irgendein Autoritätsbedürfnis zur Schau zu stellen. Ich lebe mein Leben mit einer Leichtfüßigkeit, die sich nicht bestreiten läßt.“

II

Nach nur zwei Tagen hatte sich die Belegschaft des Betriebes bereits daran gewöhnt, H. als Urlaubsgast zu betrachten. Niemand fand etwas dabei, wenn H. irgendwo herumlungerte, und eine gute Miene zur Schau stellte. Die Boshaftigkeit des Abteilungsleiters der Abteilung YZ war betriebsintern bekannt. Es gab keinen, der mit seinen Kollegen ungeduldiger und hochnäsiger herumsprang als H. Da sich jedoch feststellen ließ, daß H. offensichtlich während seines Urlaubs keine Anstalten machte, herumzuschreien oder den Wind zu zerreden, sondern vielmehr entweder in seinem Büro saß, um gelassen eine Zigarette zu rauchen, und dazu Kaffee zu trinken, oder Fräulein Schmidt in Verlegenheit zu bringen, oder auch einfach auf einem Treppenabsatz zu sitzen, und Kreuzworträtsel zu lösen versuchte, war dieser Kuriosität nichts entgegenzusetzen.

H., der Undurchdringbare, der Kerl mit den zwei Gesichtern, im Beruf ein großer Herr, ein Mann mit bestechender Rücksichtslosigkeit, während des Urlaubs ein Knilch mit zu großen Ohren, der sich in irgendwelche Gespräche einmischte, ohne gefragt zu sein; privat der Mann ohne Namen, der seit seiner Scheidung aus seiner Wohnung einen Tauenschlag gemacht hat, in den mitunter zweimal die Woche Dämchen eingeflogen kommen, um zu bedienen; der ewigschimpfende Autofahrer, der am liebsten alle Radfahrer zu Lachs fahren würde.

H. H.

Wie auch immer; das Büro war unbesetzt, auch wenn er darin saß. Mitunter läutete das Telefon, aber H. ließ es läuten, und hustete in seine Faust hinein. Keiner, der ihn hätte stören dürfen. Aber er durfte sich alles erlauben, was einen Urlaub so erträglich macht. Also lagerte er seine Füßchen auf dem Schreibtisch hoch, und lauschte den Geräuschen, die eine Baustelle verursachte. Im Inneren fühlte er mit der Zeit das Bedürfnis, sich über alle Maßen mitzuteilen. Es gab Betriebsangehörige, die, wenn sie ihn aus der Ferne sahen, die Richtung änderten, nur um einer Kommunikation mit ihm zu entgehen. Aber immer wieder spiegelte er diese Kraftlosigkeit wider, die eine Eiterbeule darstellt. Er hatte keine privaten Kontakte zu den Bürokollegen. Und er wollte nichts über deren Privatleben wissen. H. höchstselbst war ebenso unbekannt. Wenn er auch laut und unherrscht war, wenn sich eine Sekretärin in einem fremden Büro die Fingernägel lackierte, wenn er bei der Tür hereinkam, so verhielt es sich meist so, daß dieses Verhalten der einzige Anhaltspunkt war, auf seine vielleicht vorhandene Persönlichkeit zu schließen. Es gab nichts, das ihn demaskieren konnte. Möglicherweise stellt er jedoch gar nichts da, der Herr H. Vielleicht ist er ein Nichts, das sich irgendwo verirrt hat auf dieser Welt, und plötzlich mutwillig versucht, sich wichtig zu machen, wo es nichts verloren hat. Die Sekretärin, die H. vor Jahren zugeteilt worden ist, beschwerte sich nie über sein Verhalten. Selbst, daß er ihr manchmal auf den Hintern klopft, und dabei ein dämliches Grinsen markiert, war nie Anlaß zu einer besonderen Aufregung geworden. Der Sekretärin war es schleierhaft, warum H. ihr in den Tagen seines Urlaubs immer wieder schmeichelte, wie hübsch sie aussehe, und das er Lust hätte, mit ihr auszugehen. Sie schlug ihre blauen Augen nieder, und verriet ihm, daß sie schon eine Verabredung habe, aber H. winkte mit der Hand ab, als habe er nicht gehört, was soeben sein Gehirn registriert hatte. Also besuchte er am vierten Tag seines „Heimaturlaubes“ ein schickes Re-

staurant, und lud seine Sekretärin auf ein schmackhaftes Essen ein. Er erwartete sich danach natürlich, daß das Fräulein seinen Taubenaufschlag aufsuchen würde, um sich ihm blind zu ergeben, aber so weit wollte und durfte sie nicht gehen. Die Folge davon war, daß er wutentbrannt das Restaurant verließ, und ihr mit einer Kündigung drohte.

Mayer machte, da er sich unbeobachtet fühlte, einfach einmal ein Mittagsschläfchen, als er eine Hand auf seinem Rücken spürte, die sich kalt und unnachgiebig anfühlte. „Nicht schlafen während der Arbeitszeit, und auch nicht während der Mittagspause. Was macht das für ein Bild vor den anderen Abteilungen.“ H., der doch eigentlich im Urlaub war, und sich vier Tage lang tadellos verhalten hatte, wenn auch seine Geschwätzigkeit davon ausgeklammert werden muß, verfiel in alte Traditionen zurück, da er die vernichtende Niederlage am Vorabend nicht verdauen konnte. „Aber Sie sind im Urlaub, Chef!“, sagte Mayer. „Und wenn Sie im Urlaub sind, kann es Ihnen doch egal sein, was ich tue und lasse. Immerhin hielten Sie es in den letzten Tagen so, und alle Mitarbeiter wissen das.“

H.'s Gesichtsfarbe wurde rot, und wenn wir ihn als Hauptfigur dieser Geschichte betrachten, so ist er sicher keine Hauptfigur, die wir beneiden könnten; er ist bloß eine Hauptfigur einer Geschichte, die sich plötzlich dreht und wendet, und andere Konturen annimmt, da sich eine Sekretärin geweigert hat, gefügig zu sein. Er ist kein Ahab, Pinocchio oder Fürst Myschkin.

Aber er wollte es nicht auf sich sitzen lassen, was Mayer ihm ins Gesicht gesagt hatte. Er beschloß, das Weite zu suchen, und mit dem Direktor zu reden.

Der Direktor war natürlich überrascht, als er H. zu Gesicht bekam. Kaum, daß er sich entsann, was da auf ihn zukommen möge, redete der Abteilungsleiter der Abteilung YZ unermüdlich auf ihn ein, und brachte ihm einigermaßen Kopfschmerzen bei. H. war nicht aufzuhalten. Er redete über dieses und jenes, und artikulierte so, als habe er einen Roman zu erzählen.

„Die Arbeit, wenn Sie verstehen, was ich meine, Herr Direktor! Die Arbeit muß getan werden. Natürlich bin ich auf Urlaub, und ich will Sie gar nicht weiter behelligen, aber was zuviel ist, ist zuviel. Wie soll der Mensch da noch friedlich sein können bei solchen

Mitarbeitern. Vielleicht gilt es offiziell nicht, was ich während meines Urlaubs wahrnehme, aber ich bemerke eine schlechterdings grauenhafte Arbeitseinstellung. Was erlauben sich diese Burschen eigentlich! Nein, Herr Direktor; die Sache ist die, daß ich nicht argumentieren will, als hätte ich nichts anderes zu tun. Sie müssen verstehen, daß ich diesen Job über alles liebe, und so fallen Mißstände natürlich auf. Sie meinen, ich sei verrückt, Herr Direktor, nicht wahr; weil ich Sie damit behellige, was mich doch gar nichts angeht, nicht wahr, so sprach ja Mayer. Es geht mich also nichts an, was in meiner Abteilung passiert. Und wenn noch so viel schiefgeht, es geht mich nichts an...“

Ewig konnte der Direktor den seltsamen Reden nicht zuhören, und so entschied er, der Sache ein Ende zu machen, und sich auf Mittagspause zu begeben. „Sie haben nichts zu sagen“, antwortete er bloß kurz auf den Wortschwall. „Wenn Sie glauben, daß Sie was zu sagen haben, dann fragen Sie Mayer. Er wird Ihnen sagen, wieso.“ H. mußte sich sozusagen aus dem Büro entfernen, und hatte keine Lust, Mayer irgendetwas zu fragen. Stattdessen zündete er sich eine Zigarette an, und setzte sich wieder einmal auf einen Treppenabsatz.

Wie ist das, wenn produziert wird? An allen Ecken und Enden wird gearbeitet. Und doch geht nichts weiter, da es kein Ende gibt. Es wird immer mehr produziert, bis sich die erste Welt zu Tode produziert hat. Einstweilen aber zurück zu Herrn H.

Die Welt dreht sich weiter, aber H. nicht mehr mit ihr mit. Alles hätte er tun mögen, um rückgängig zu machen, was er dem Direktor gesagt hat. Möglicherweise hat er zuviel gesagt. Zu sehr das gesagt, was nicht gesagt gehört. Darüber machte er sich Gedanken. Aber das soll nicht weiter zur Debatte stehen.

Zur Debatte steht das, was folgt.

III

Als H. erfuhr, daß er seinen Posten als Abteilungsleiter der Abteilung YZ als verloren zu betrachten habe, hätte er in der Luft explodieren mögen. Was sich in seinem Inneren abspielte, ist nur mit einem Kriegszustand vergleichbar. Mayer sitzt mit hochgelagerten Füßen an seinem Schreibtisch; am Schreibtisch, der H. viele Jahre als Arbeitsplatte zur Verfügung gestanden war. Mayer begrüßt H. mit einem schiefen Lächeln, als er eintritt; der Mann mit den vielen Gesichtern. „Hören Sie Mayer, ich weiß ja nicht, was Sie getan haben.“ Mayer wird ernst. „Was meinen der Herr?“ Es ist eine Farce, was H. passiert, aber er versucht sich dagegen zu stemmen; keine weitere Niederlage zu kassieren. „Warum, Mayer, warum?“ Es ist keine Woche her, daß H. in diesem Büro heimisch war, das nun Mayer als seinen Arbeitsplatz betrachtet.

Während der nächsten Tage ist H. meist im Wirtshaus auffindbar, das sich in unmittelbarer Nähe des Bürogebäudes befindet. Dort trinkt er ein Gläschen Wein nach dem anderen, und kommt dann gelegentlich betrunken in sein ehemaliges Büro zurück, um mit der Faust auf den Tisch zu trommeln. „So nicht, Mayer! So nicht!“ Aber Mayer fühlt sich durch eine derartige Behandlung gestört. Während H. bald in fast verwahrlostem Zustand auf dem üblichen Treppenabsatz sitzt, und eine Flasche Wein in den Händen hält, aus der er ungeniert immer wieder mal trinkt, machen sich die oberen Etagen des Hauses darüber Gedanken, was mit H. passieren soll.

Es gibt Gegenwart und Zukunft und Vergangenheit. Es gibt ein ist, und ein war, und ein wird. Und es kann leicht fallen, die Ebenen zu verwechseln, besonders wenn man keine Zukunft mehr hat, und die Vergangenheit keinen Trost mehr spenden kann. Alles ist dann bittere Gegenwart, und diese bittere Gegenwart bekam H. zu spüren, als der Direktor herausfand, daß der besagte H., um den sich diese Geschichte dreht, auch nach seinem Urlaub so weitermachte, wie er seinen Urlaub zuende gebracht hatte. Mit Wein, Gesang, und zu seiner Enttäuschung ohne Weib. Also wurde ihm gekündigt, und Mayer im Büro mit seinen hochgelagerten Füßen auf dem Schreibtisch konnte schelmisch lachen.

IV

Von seiner Niederlage schwer getroffen, wagte es H. in den nächsten Wochen kaum, aus der Wohnung zu gehen. Der Gang zum Arbeitsamt, und die Vorsprache dort wurde ein Martyrium für ihn, der dergleichen nicht gewohnt war. Knapp zwei Monate nach seiner Entlassung entschloß er sich jedoch, tätig zu werden, und sprach die stets walkman-hörende Frau an, die er in den vergangenen Jahren, wenn er den Weg zu seiner Arbeit beschritt, häufig zu Gesicht bekommen hatte. Er klopfte ihr beiläufig auf die Schulter, als sie an ihm vorüberging, und als sie ihn leicht verschreckt ansah, deutete er ihr, daß sie den Walkman abnehmen solle. Aus dieser Situation heraus entstand eine große Liebe, die etwa zwölf Wochen lang währen würde.

H. traf sich am selben Abend mit ihr in einem kleinen Lokal, und es dauerte nicht lange, bis er die kleine Frau damit überraschte, mit seiner Hand unter ihr Kleid zu fahren, und durch ihren Slip hindurch ihre Schamhaare zu streicheln. Nur vier Stunden später kopulierten sie seltsam schwerfällig miteinander, und sie zog eine Woche später in seine Wohnung ein. Sie ging jeden Tag frühmorgens aus dem Haus, um ihrer Arbeit nachzugehen. H. fragte sie nie, welcher Beschäftigung sie nachginge, und es interessierte ihn auch wenig, solange sie sich als seine Frau betrachtete, und ihm zu Diensten sei. Er stand nie vor zwölf Uhr Mittags auf, und aß nie vor zwei Uhr nachmittags. Luise, so nannte sie sich, kam stets gegen vier Uhr nachmittags nach Hause, und wurde fast unmerklich von H. ins Schlafzimmer gezerrt, wo er mit ihr hastig, und selbstbezogen kopulierte. Nach dem Abendessen um sechs wurde jeweils zum zweiten Mal der Beischlaf vollzogen. Sie war in diesen wenigen Wochen nicht mehr als eine sexuelle Gespielin, die ihn dabei unterstützte, seiner selbstgefälligen sexuellen Betätigung nachzugehen. Daß sie ihn verließ hatte jedoch mit diesen Demütigungen erstaunlicherweise überhaupt nichts zu tun. Sie eröffnete ihm eines Tages, daß sie als Sozialarbeiterin in einer Wohngemeinschaft für geistig- und körperlich Behinderte tätig sei, und nunmehr eine Zeit komme, wo sie nachts auf ihre Schützlinge aufzupassen habe. H. wollte es nicht wahrhaben, daß sie in den nächsten zwei Wochen nur mehr tagsüber schlafen würde, um nachts auf ihre Schützlinge aufpassen zu können. Er ließ sie in den ersten vier Tagen

kaum schlafen, da er ständig von ihr irgendwelche abstrusen Dinge forderte, und sie außerdem weiter sein sexuelles Verlangen stillen sollte. Was dazu führte, daß sie mit der Zeit immer griesgrämiger wurde, und es nicht mehr mit ihm aushielt. Sie stahl sich eines Tages davon, als er kurzfristig im Badezimmer alte Seemannslieder sang. Als er ihren Weggang bemerkte, drehte er durch, und zertrümmerte vor Wut drei Sessel sowie einige Spiegel. Er wußte ihre Adresse nicht, und ging schnellen Schrittes wutentbrannt durch die Straßen der Stadt, ohne ein Ziel zu haben. Er zog einfach dahin, und es war ein mittleres Wunder, daß er sie mit einem kleinen Kofferchen bepackt nur wenige Straßen von seinem Wohnhaus entfernt am Straßenrand stehen sah. Als sie seinen stechenden Blick auf sich ruhen fühlte, erschrak sie, und blickte in seine Richtung. Sie lief, so schnell sie konnte, vor ihm davon, aber er holte sie nach nur wenigen Metern ein, und riß ihr sogleich den Koffer aus der Hand. Er schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, als zufällig ein Mann vorbeikam, der, was in Städten nicht unbedingt die Regel ist, die Frau vor H. schützen wollte, und gleich selbst schwere Prügel einstecken mußte. H. hatte Pech, als er einen Schlag spürte, der seinen Hinterkopf mit voller Wucht traf. Er sackte zu Boden, und einige Stunden später erwachte er in einer Gefängniszelle. Er begann sogleich zu randalieren, und es wurde ihm bald darauf mitgeteilt, daß er wegen schwerer Körperverletzung mit Todesfolge inhaftiert bliebe, da keine Kautions gestellt werden dürfe. H. wartete stumpfsinnig monatelang auf die Gerichtsverhandlung, und wurde schließlich zu vier Jahren Haft verurteilt. Die Zelle war merkwürdig modern eingerichtet, und er konnte sogar fernsehen. Dennoch war er mürrisch, und kaum ansprechbar. Er teilte die Zelle mit fünf Mitgefangenen, und mußte unter anderem mitansehen, wie ein junger Mithäftling mißbraucht wurde. H. beteiligte sich nicht am Mißbrauch, sondern saß stets still in einer Ecke, und dachte darüber nach, was passieren würde, wenn diese schreckliche Zeit endlich vorbei wäre.

Nach zweieinhalb Jahren wurde er wegen guter Führung entlassen. Er bekam die Schwierigkeiten zu spüren, die einem Menschen bereitet werden, wenn er nach einer Gefängnisstrafe Arbeit sucht. Da er kaum Geld hatte, und sich kein noch so kleines Untermietzimmer leisten konnte, schlief er im Obdachlosenasyll. Er war meist betrunken, da er das meiste Geld, das er am Straßenrand erbettelte, für Spirituosen ausgab. Nur in den wenigen hellen Momenten, die er hatte, dachte er an die Zeiten zurück, als er einen Job gehabt, und in einer hübschen, kleinen Wohnung gelebt hatte. Er schlief auf Park-

bänken, wenn er sich den geringen Betrag nicht leisten konnte, den er für das Obdachlosenasyll pro Nacht zu bezahlen hatte. Oder sonst irgendwo, wo es gerade ging.

Er wurde eines Tages von einem Sozialarbeiter angesprochen, der ihm in welcher Weise auch immer helfen wollte. Aber er hatte nur Hohn und Spott für diesen Menschen übrig, und dachte daran zurück, daß seine ehemalige Freundin ebenfalls Sozialarbeiterin gewesen war. „Ihr seid doch alle miteinander Arschlöcher“, schrie er den Mann an. „Ihr könnt ja nicht einmal richtig ficken.“ Also vertrieb er den Mann, und dieser kam wohl nie mehr wieder zu ihm zurück.

Selbst in einer noch so aussichtslosen Situation hat der Mensch biologische Bedürfnisse, und so schloß H. sich einer Frau an, die mit Einkaufstaschen, in denen sie allerlei Kram verwahrte, in städtischen Parks ihre Runden zog. Selbst wenn er mit ihr schlief, kam es vor, daß er währenddessen Wein trank oder eine Zigarette rauchte, und es dauerte nur wenige Jahre, bis er nicht mehr fähig war, mit einer Frau zu schlafen. Zunächst aber zog er gemeinsam mit seiner Leidensgenossin durch die Parks, und half ihr, die Einkaufstaschen zu transportieren. Die Frau entpuppte sich als ehemalige Assistentin in einem technischen Labor, die von ihrem Mann in den Ruin gestoßen worden war. Während dieser längst ins Gras gebissen hatte, wie sie es ausdrückte, lungerte sie schon jahrelang in diesen Parks herum, und machte sich Notizen über den Zustand dieser Erholungsgebiete für Städter. Sie schrieb jede noch so lächerliche Kleinigkeit in ein Notizbuch, das sie in einem der Einkaufstaschen verwahrte. Jeden Tag kritzelte sie mindestens eine Stunde lang in dieses Büchlein hinein, und es schien sich für sie um mehr als einen Zeitvertreib zu handeln.

„Es fängt damit an, daß es keine Arbeit mehr gibt für einen, der gewillt ist, eine bestimmte Arbeit zu verrichten. Und so strandet man. Es geht weiter damit, daß es keine Kategorien gibt, in die der Mensch einteilbar ist, die erschreckender wären, als die Minimierung zum arbeitenden Subjekt. Vom sozialen Status hängt alles ab. Arbeitet einer viel, und redlich, so sagt man es allgemein, dann kann er sich Haus, Hund, Familie und Urlaub leisten. Arbeitet einer in normalen Maßen, dann kann er sich immerhin Wohnung, Meerschweinchen, Familie und Urlaub leisten. Natürlich Urlaub in beschei-